

II. Verschwinden und Identitätsproblematik

1. Moderne, Verschwinden und Identitätskonstitution

Wie im vorangegangenen Kapitel bereits angesprochen, kann die Identitätskrise als Erscheinung betrachtet werden, die mit der gesellschaftlichen Moderne aufgekommen und vom Ringen zwischen der nachaufklärerischen Aufwertung des Individuums und der Entindividualisierung als Symptom der industriellen Revolution bestimmt ist. Dieses ambivalente Verhältnis zwischen Identitätskonstitution und Identitätszerfall prägt den Menschen im späten 19. und 20. Jahrhundert zusehends, wie bereits ein vormoderner Text wie *Rip Van Winkle* vorwegnimmt, dessen Einfluss in diesem Kapitel nachgegangen wird.

Eine Besonderheit der Thematisierung jener modernen Identitätskrisen ist, dass diese gerade in der Literatur des 20. Jahrhunderts oft mit der Darstellung physischen Verschwindens einhergeht. In vielen Fällen dient das Verschwinden als Metapher für die Auflösung einer konstituierten Identität; mitunter schwimmt dabei die Grenze zwischen physischem Verschwinden und Identitätszerfall. Nathaniel Hawthornes Figur Wakefield kann dabei als Archetyp des modernen Verschollenen angesehen werden, der sich in einem ständigen Kampf um die Bestätigung seiner Identität befindet und keinen anderen Ausweg aus dieser Krise sieht, als das ersehnte Herausstechen aus der Masse der modernen Großstadt paradoxerweise anhand des singulären Akts des Verschwindens zu erlangen.

Ob jedoch, wie Oliver Kohns und Martin Roussel, »Identität [...] zumal im Kontext der Moderne, als Prozess permanenter historischer Selbstüberbietung und Selbstabbrechung«¹ zu bezeichnen ist, ist zu hinterfragen; vielmehr scheint der Zweifel an der Beschaffenheit und der Rolle des ›Ich‹ – nicht nur in der ästhetischen, sondern vor allem in der gesellschaftlichen Moderne – der Grund für das verstärkte Auftreten von Identitätskrisen zu sein. Dass diese als Reaktion auf die undefinierte Rolle des Individuums im sozialen Gefüge angesehen werden können, zeigen die folgenden paradigmatischen Textbeispiele und die hier auftretenden Figuren Rip Van Winkle, Wakefield sowie Stiller, der eine moderne Variante beider Charaktere darstellt. Doch wie ein solcher ›Identitätszerfall‹ oder eine ›Identitätskrise‹ zu definieren sind, stellt ein erstes Problem dar, so dass eine kurze, wiederum zweckgebundene Eingrenzung des Identitätsbegriffs notwendig ist.

1 Kohns, Oliver und Roussel, Martin: Einleitung, in: dies.: Einschnitte. Identität in der Moderne. Würzburg: Königshausen und Neumann 2007, S. 7–21, hier S. 16.

Einen Anhaltspunkt liefert George H. Mead, wenn er den Identitätszerfall in den Kontext des ›Verschwindens von Erinnerung‹ setzt. Wenn wir nämlich

kein Erinnerungsvermögen hätten, das Erfahrungen mit Identität identifiziert, so würden [die Erinnerungen], was ihre Beziehung zur Identität betrifft, sicherlich verschwinden; gleichwohl könnten sie als sinnliche Erfahrungen weiterbestehen, ohne in die Identität hereingenommen zu werden. Diese Situation entsteht beim pathologischen Fall einer gespaltenen Persönlichkeit, wo ein Einzelner sich nicht mehr an eine bestimmte Phase seiner Existenz erinnern kann. Alles, was mit dieser Phase verbunden ist, ist ausgelöscht, man wird zu einer anderen Persönlichkeit. Die Vergangenheit ist real, gleichgültig, ob sie in der Erfahrung ihren Ausdruck findet oder nicht, doch wird sie hier nicht mit der Identität verbunden – sie schafft keine Identität.²

Diese Gedanken entwickelt Mead angelehnt an John Lockes Theorie der Erinnerung als das zentrale Moment jeglicher Identitätskonstitution. So schreibt Locke:

Soweit nun [das] Bewusstsein auf vergangene Taten oder Gedanken ausgedehnt werden kann, so weit reicht die Identität dieser Person. Sie ist dasselbe Selbst wie damals; jene Handlung wurde von demselben Selbst ausgeführt, das jetzt über sie nachdenkt.³

Zweifel, die aufkommen könnten, wenn Erinnerungslücken oder ein Vergessen vergangener Ereignisse eintreten, seien bezüglich der Identität einer Person nicht angebracht, denn »dieser Zweifel [...], gleichviel er begründet oder unbegründet ist, betrifft nicht die Identität der Person überhaupt [und] wenn die Identität des Bewusstseins es bewirkt, dass jemand ein und derselbe ist, so beruht die Identität der Person offenbar allein hierauf«⁴.

Nach Erik H. Erikson besteht eine Identitätskrise wiederum aus der grundlegenden Veränderung von Wahrnehmungs- oder Deutungsmustern in Bezug auf die eigene Person, die in der Folge überprüft, verändert oder verworfen werden⁵. Paul Ricoeur schließlich bezeichnet den Identitätsverlust (den er durchweg im Kontext seiner Theorie der narrativen Identität liest) als »Entblößung der Selbstheit durch den Verlust der sie unterstützenden Selbigkeit«⁶.

All diese kurz angeschnittenen Überlegungen setzen einen Begriff von ›Identität‹ voraus, der die Rolle des Bewusstseins in den Mittelpunkt stellt, denn erst anhand dessen wird die Identität einer Person konstituiert. Bereits Platon erklärt im *Symposion*:

Denn auch von jedem einzelnen Lebenden sagt man ja, dass es lebe und dasselbe sei, wie einer von Kindesbeinen an immer derselbe genannt wird, wenn er auch ein Greis gewor-

2 Mead, George H.: Geist, Identität und Gesellschaft aus der Sicht des Sozialbehaviorismus. Übersetzt von Ulf Pacher. Frankfurt am Main: Suhrkamp 1984, S. 213.

3 Zitiert nach: Ebd.

4 Ebd., S. 421.

5 Vgl Erikson, E. H.: Identität und Lebenszyklus. Drei Aufsätze. Frankfurt am Main: Suhrkamp 1989¹¹, S. 19–20.

6 Ricoeur, Paul: Das Selbst als ein Anderer. Übersetzt von Jean Greisch in Zusammenarbeit mit Thomas Bedorf und Birgit Schaaff. München: Fink 1996, S. 184. Ricoeur exemplifiziert seine Überlegung an dem Protagonisten von Robert Musils *Mann ohne Eigenschaften*, in dem »die Zersetzung der narrativen Form, die mit dem Identitätsverlust der Figur einhergeht, über die Schranken der Erzählung hinaus[führt]« (ebd.).

den ist: und heißt doch immer derselbe, unerachtet er nie dasselbe an sich behält, sondern immer ein Neuer wird und Altes verliert an Haaren, Fleisch, Knochen, Blut und dem ganzen Leibe.⁷

Er stellt hierbei die Frage, ob es richtig sei, von ein und derselben Person zu sprechen, ohne den Faktor Zeit zu berücksichtigen: Ist der Greis noch dieselbe Person wie das Kind? Die Zuschreibung einer einheitlichen, singulären Identität auf dieselbe, sich jedoch in einer anderen Lebensphase befindenden Person wird in Frage gestellt. Hierbei impliziert die Substanz personaler Identität sowohl Körper als auch Geist und wird somit zu dem, was Paul Ricoeur Jahrhunderte später als *idem*-Identität bezeichnet

Auch René Descartes unterstreicht in der *Meditation über die Natur des menschlichen Geistes* die wichtige Rolle, die das Bewusstsein bei der Identitätskonstitution spielt, wenn er den Menschen als denkendes Wesen und das aus diesem Denken resultierende Bewusstsein als Grundlage seiner Existenz beschreibt. Denn auch wenn die Sinne und der Körper erst einmal »nichts als Chimären«⁸ zu sein scheinen, so werden sie durch das Bewusstsein existent: »Aber es scheint mir doch, als ob ich sähe, hörte, Wärme fühlte, das kann nicht falsch sein, das eigentlich ist es, was mir an Empfinden genannt wird, und dies, genau so verstanden, ist nichts anderes als Bewusstsein.«⁹

John Locke unterstreicht in seinem *Versuch über den menschlichen Verstand*, dass bei organischen Gegenständen die Zeit einer Identitätskonstitution entgegenwirkt, löst diesen Widerspruch aber auf, indem er Identität bei organischen Wesen anhand der Einheit, der Zusammensetzung bzw. der ›Organisation‹ ebenjenes Wesens definiert. Hierbei unterscheidet er zwischen *Substanz*, *Mensch* und *Person*, die er als »Bezeichnungen für drei verschiedene Ideen«¹⁰ sieht. Er definiert den *Menschen* als organische Einheit, die sich von der *Substanz* insofern unterscheidet, als dass sich in ihr Körper und Geist vereinigen (»so gehört derselbe, sich nicht auf einmal verändernde Körper ebenso gut zur Identität eines Menschen wie derselbe immaterielle Geist«¹¹). Die *Person* jedoch sei durch das zusätzliche Vorhandensein eines eigenen Bewusstseins determiniert, das der entscheidende Faktor für die Identitätsbildung ist. Während die zugeschriebene Identität eines *Menschen* lediglich »in nichts anderem als in der Teilnahme an demselben Leben, welches durch beständig im Fluss befindliche Partikel der Materie fortgesetzt wird, die in ihrer Aufeinanderfolge mit demselben organisierten Körper lebensfähig verbunden sind«¹² besteht, so ist die Locke'sche *Person* ein

7 Platon: Symposion. Übersetzt von Friedrich Schleiermacher, in: ders.: Sämtliche Werke. Band 2. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt 1957, S. 207.

8 Descartes, René: Meditationen über die Grundlagen der Philosophie in denen das Dasein Gottes und die Verschiedenheit der menschlichen Seele vom Körper bewiesen wurde, in: ders.: Philosophische Schriften. Übersetzt von A. Buchenau. Hamburg: Meiner 1996, S. 1–161, hier S. 43.

9 Ebd., S. 51.

10 Locke, John: Versuch über den menschlichen Verstand. Übersetzt von Carl Winckler. Band 1. Hamburg: Meiner 1981, S. 416.

11 Ebd., S. 419.

12 Ebd., S. 415. Locke bezieht sich hier auf eine Geschichte des Schriftstellers Sir William Temple, in dem ein sprechender Papagei nicht nur intelligent zu dozieren weiß, sondern auch über die Kenntnis mehrerer Fremdsprachen verfügt. Niemand, so Locke, würde in diesem Papagei einen Menschen sehen, da er, obgleich ausgestattet mit allen geistigen Eigenschaften eines Menschen, nicht über dessen Körper verfügt (vgl. ebd., S. 416–419).

denkendes, verständiges Wesen, das Vernunft und Überlegung besitzt und sich selbst als sich selbst betrachten kann. [...] Denn da das Bewusstsein das Denken stets begleitet und jeden zu dem macht, was er sein Selbst nennt und wodurch er sich von allen anderen denkenden Wesen unterscheidet, so besteht hierin allein die Identität der Person, das heißt das Sich-Selbst-Gleich-Bleiben eines vernünftigen Wesens.¹³

Paul Ricoeur führt schließlich die Unterteilung der personalen Identität in eine *idem*- und eine *ipse*-Identität ein, wobei die *idem*-Identität (»Identität als Selbigkeit«¹⁴) auf die Selbigkeit des Individuums bezieht, auf seine körperliche wie geistige Konstitution, die sich im Laufe des Lebens zwar wandelt, doch in ihrer Zusammensetzung gleich bleibt und die Person als »dieselbe« auszeichnet. Unter *ipse*-Identität (»Identität als Selbstheit«¹⁵) versteht man, in welcher Weise eine Person sich selbst wahrnimmt und im Umkehrschluss von seiner Umwelt wahrgenommen wird (und darauf wiederum reagiert): Ein gleichzeitig *reflexives* wie auch ein *reflektives* Verhältnis zu sich selbst, das einem dynamischen Prozess entspringt.

Nun gerät in der Moderne aufgrund der Bedrohung durch die Entindividualisierung, der Entfremdung und des Sinnverlusts jene *ipse*-Identität zunehmend ins Wanken; diese Destabilisierung kann zu einer Identitätskrise führen, da Identitätsbildung in einem dialektischen Verhältnis mit der Anerkennung des Anderen steht, denn ein Bewusstsein der eigenen Identität sei in erster Linie Grundbedingung und Voraussetzung für einen schöpferischen Umgang mit dem anderen sowie für ein »Ethos der Differenz«.¹⁶ Erst wenn das Selbst einen eigenen Standpunkt gefunden und entwickelt hat, sich also seiner eigenen Identität bewusst ist, besitzt es die Fähigkeit, den anderen anzuerkennen.¹⁷ Ricoeur sieht die Person als durch und durch soziales Wesen an und die Konstitution seiner *ipse*-Identität abhängig von der reflektierten Rezeption von Dritten. Trotz allem, so Ricoeur, sollte die Selbstheit, die *idem*-Identität, nicht vernachlässigt werden, da sie einen konstitutiven Teil der personalen Identität darstellt: »Selbst noch als zweite Natur ist mein Charakter ich, ich selbst, ipse; aber dieses ipse kündigt sich als ein idem an.«¹⁸

Wenn nun in der gesellschaftlichen Moderne jene Identitätskrisen aufgrund des Verlusts an sozialer Sicherheit und der zunehmenden Individualisierung verstärkt auftreten, so liegt dies nach Anthony Giddens vornehmlich am Verlust der Tradition, die er als identitätskonstituierendes Element ansieht, das in der Moderne einer zunehmenden Bedrohung ausgesetzt ist. Identität bedeute letztlich »Kontinuität in der Zeit zu schaffen, also das Vergangene mit einer antizipierten Zukunft zu verknüpfen«¹⁹. Zentral für die »ontologische Sicherheit«²⁰ des Individuums sei dabei die Anbindung an eine soziale

13 Ebd., S. 420. Locke fügt seine Grundlage für das Vorhandensein eines Bewusstseins hinzu, wenn er schreibt: »(U)nmöglich kann jemand wahrnehmen, ohne *wahrzunehmen*, dass er es tut« (ebd.).

14 Ricoeur, S. 144.

15 Ebd.

16 Vgl. ebd., S. 151.

17 An diese Theorie vom »Ethos der Differenz« schließen kulturwissenschaftliche Studien an, die sich primär mit der Frage der kollektiven Identität beschäftigen und in Bereiche der nationalen, kulturellen oder ethnischen Identität vorstoßen. Diese zweifelsohne wichtigen Fragen sollen an dieser Stelle jedoch nicht berücksichtigt werden, da sie für das Thema des Verschwindens keine größere Relevanz besitzen.

18 Ricoeur, S. 151.

19 Giddens, S. 150.

20 Ebd.

Gruppe, deren Sinn erst durch die Kontinuität ihrer Geschichte gegeben ist. Verschwindet diese Anbindung, ist die Identität bedroht.

Nun ist in zahlreichen Texten des 19. und 20 Jahrhunderts eine Thematisierung jener durch die Bedrohung der Identität entstehenden Krise zu beobachten. Sie greifen das Thema des Verschwindens auf, um den Wunsch, dieser Identitätskrise zu entfliehen und dem Dasein mit Hilfe eines singulären Akts wieder Sinn zu verleihen, zu illustrieren.

2. Rip Van Winkle und Wakefield: Moderne Archetypen des Verschwundenen

2.1 Rip Van Winkle

2.1.1 Washington Irving: *Rip Van Winkle*

Wie bereits aufgezeigt wurde, liegt der Fokus bei Texten, die sich um den Themenkomplex ›Verschwinden und Identität‹ drehen, meist auf der *verschwundenen* Figur, also dem *wahrgenommenen* Subjekt. Hierbei ist zu beachten, dass aufgrund dieser besonderen Erzählsituation auch eine Verschmelzung von *wahrnehmendem* und *wahrgenommenem* Subjekt stattfinden kann und die paradoxe Situation entsteht, dass das Verschwinden aus der Perspektive des Verschwundenen erzählt wird. Gleichzeitig ist dieses Paradoxon häufig auch Hinweis auf eine Identitätsproblematik, die dem Verschwinden der Figur implizit ist.

Nun können in der neueren Literaturgeschichte im Zusammenhang der Identitätskrisen in der Moderne zwei Archetypen des Verschwundenen herausgehoben werden, die jeweils – bei verschiedener Akzentuierung – die Problematik des Verlusts der ontologischen Sicherheit behandeln. Sowohl in Washington Irvings *Rip Van Winkle* als auch Nathaniel Hawthornes *Wakefield* wird nicht nur das Verschwinden der jeweiligen Hauptfigur problematisiert, sondern auch die Frage der Identitätskonstitution des nachauflärerischen Menschen. Während jedoch Rip Van Winkle unwissentlich, mit Hilfe eines phantastischen Erzählkniffs Irvings, für lange Jahre verschollen bleibt, verspürt Wakefield während seiner Abwesenheit – aus von Hawthorne bewusst verschwiegenen Gründen – jahrelang keinerlei Drang, zu seiner Familie zurückzukehren.

Washington Irvings Erzählung²¹ über das Schicksal des zwanzig Jahre lang verschol-

21 Dass der Rip Van Winkle-Stoff nicht von Irving erschaffen wurde, gilt heute als gesichert, zumal der Autor sich bereits zu Lebzeiten Plagiatsvorwürfen stellen musste. Tatsächlich deutet Irving bereits im Nachwort zur Geschichte an, der schlafende Friedrich Barbarossa in der Kyffhäusersage habe für *Rip Van Winkle* Pate gestanden. Neben dieser Quelle gilt eine weitere Kyffhäusersage als Inspiration, namentlich jene vom Ziegenhirten Peter Klaus, die sich erstmals in Johann Karl Christoph Nachtigals (unter dem Namen Otmar) 1800 erschienener Sammlung von Volkssagen, später in der von Irving gelesenen Sammlung von Märchen und Legenden findet, die Johann Gustav Gottlieb Büsching 1812 veröffentlichte. In dieser Anthologie werden sowohl die Barbarossa- als auch die Ziegenhirt-Sage in einem Kapitel zusammengefasst, so dass Irving sie vermutlich in seinem Nachwort entweder vertauscht oder bewusst zusammengefügt hat (vgl. Brooks, E. L.: A Note on the Source of ›Rip Van Winkle‹, in: *American Literature* 25 (1954), S. 495–496; bzw. Reichart, Walter: *Washington Irving and Germany*. Ann Arbor: University of Michigan Press 1957, S. 28). Und obwohl einige kürzere Passagen wie beschrieben wirken, ist Irvings Erzählung allein aufgrund des größeren Umfangs, des Handlungsortes sowie des weiteren Handlungsver-

lenen Rip Van Winkle wurde 1819 als Teil seiner Publikation *The Sketchbook of Geoffrey Crayon, Gent.*²² veröffentlicht und kann gleichermaßen als politische Allegorie wie auch als Reflexion über den Prozess des Verschwindens im Zusammenhang einer Identitätskrise gelesen werden. Angesiedelt ist *Rip Van Winkle* während der letzten Jahre der Kolonialzeit im Bundesstaat New York. Dort begibt sich eines Tages der Tagedieb Rip Van Winkle – ein Mann, der als ausgestattet mit »an insuperable aversion to all kinds of profitable labour«²³ beschrieben wird – mit seinem Hund auf eine vor seiner Frau als Jagd getarnte gemütliche Wanderung in die nahe gelegenen Catskill Mountains²⁴. Nach gehörigem Alkoholkonsum legt er sich unter einen Baum, um ein Nickerchen zu machen. Van Winkle träumt, dass jemand seinen Namen ruft und er kurz darauf von einer seltsamen, koboldartigen Gestalt (»a short square built old fellow, with thick bushy hair, and a grizzled beard«²⁵), gekleidet in einer seinerzeit bereits altmodischen, niederländischen Tracht, zu einem abgelegenen Tal tief in den Bergen gebracht wird. Dort sieht er der geisterhaften Truppe um den holländischen Eroberer Hendrick – eine Anspielung auf Henry Hudson – beim Kegeln zu. Außer dem einem Donnergröhl ähnelnden Geräusch rollender Kugeln herrscht absolute Stille, und die ganze Szenerie mutet an wie ein *tableau vivant* in Gestalt einer Rekreation eines alten flämischen Gemäldes.

Als Rip Van Winkle dazu aufgefordert wird, den kegelnden Gestalten Schnaps aus einem Fass auszuschenken, fühlt er sich eingeladen, selbst mehrere Gläser des Getränks zu kosten. Er schläft aufgrund seines Alkoholkonsums sofort wieder ein, was jedoch zur Folge hat dass er aus jenem seltsamen Traum wieder in der Wirklichkeit erwacht. Die lärmende Gesellschaft um Hendrick ist, wie aus zunächst unerklärlichen Gründen auch Rips Hund, verschwunden, und der verschlafene Held kehrt verwirrt in sein Dorf zurück. Wie bei den Irrfahrten des Homer'schen Odysseus ist jedoch während Rips Schlaf

laufs (der wie gesehen eng mit dem Ort der Handlung verknüpft ist) als eigenständige Erzählung zu werten, die lediglich bewährte Motive verwendet. So ist auch das Motiv des Zauberschlafs ein gängiges und kommt auch in zahlreichen Märchen vor, etwa in der Sage des Epimenides, der irischen Sage um Niamh und Oisín, der Orkney-Legende um den Ring des Brodgar oder der schottischen Sage von Thomas the Rhymer, um nur einige zu nennen.

- 22 Eingebettet ist die Geschichte in eine komplexe Herausgeberfiktion. Autor des *Sketchbook* ist demnach ein gewisser Geoffrey Crayon. Dieser wiederum habe die Geschichte um Rip Van Winkle, die Teil des Buches ist, im Nachlass des Historikers Diedrich Knickerbocker entdeckt. Jener war von Irving bereits 1807, also zwölf Jahre zuvor, als fiktiver Erzähler der *The History of New York* eingeführt worden. Irving rechnete damit, dass viele seiner Leser sich an die bewusst ungenaue und an vielen Stellen inkorrekte *History* Knickerbockers erinnern würden. In diesem Zusammenhang ist jedoch von besonderem Interesse, dass Knickerbocker das Schicksal Rip Van Winkles teilt, da er eines Tages spurlos verschwindet und sein Vermieter daraufhin die von ihm gefundenen Papiere veröffentlicht, um aus dem Erlös die entgangenen Mieteinnahmen zu kompensieren. So erscheint die Kurzgeschichte *Rip Van Winkle* eingerahmt in eine Vorrede, einen Appendix und sogar ein Postskriptum des »Erzählers« Geoffrey Crayon, der hier für die Verlässlichkeit Knickerbockers bürgt. Knickerbocker wiederum untermauert in einer von Crayon zitierten Bemerkung seinen Wahrheitsanspruch, indem er behauptet, Rip Van Winkle persönlich gekannt zu haben. Dieser habe ihm gar eine Beglaubigungsschrift ausgehändigt, unterschrieben von einem Dorfrichter: »I have even talked to Rip Van Winkle myself, who, when I last saw him, was a venerable old man, and so perfectly rational and consistent on every other point, that I think no conscientious person could refuse to take this into the bargain. [...] The story, therefore, is beyond the possibility of doubt« (Irving, Washington: Rip Van Winkle, in: Baym, Nina et al (Hgg.): *The Norton Anthology of American Literature*. Volume I. New York, London: Norton 1989³, S. 810–821, hier S. 821).

23 Ebd., S. 812.

24 Hier noch »Kaatskill mountains« (ebd., S. 811).

25 Ebd., S. 814–815.

Zwischen Anwesenheit und Abwesenheit
Die Figur des Verschwundenen in der Literatur der
Moderne und Postmoderne
Seiler, S.
2016, IX, 346 S., Hardcover
ISBN: 978-3-476-02668-2